

Spezialisten im Ehrenamt Ob zu Wasser oder in der Luft, bei manchen Aufgaben ist die Berufsfeuerwehr auf die Freiwilligen angewiesen

Spürnasen mit Spährohr

Die Spezialisten von der Analytischen Taskforce messen mit teurem Gerät Giftstoffe in der Luft

VON TOBIAS KRONE

Wozu ein Fußballspiel der Champions League alles gut sein kann: Die einen erleben im Fanblock einen aufregenden Abend mit vielen Toren, die anderen üben in ihrem Einsatzwagen, Giftwolken zu analysieren. Während Lewandowski, Müller, Thiago und Coman die Bayern gegen Juventus Turin ins Viertelfinale schossen, sammelte die Analytische Taskforce (ATF) München Erkenntnisse im Stadion anderer Art – über ganz spezielle Chemikalien in der Arena.

Florian Ramian, ein für gewöhnlich sehr sachlicher Elektroingenieur mit sportlicher Statur, erzählt mit verschmitztem Lächeln, wie er mit seinen Kollegen während des Spiels aus dem Dach eines Einsatzwagens ein Fernerkundungs-Infrarot-Spektrometer ausführt. Das Gerät ähnelt äußerlich dem Spährohr eines U-Boots und identifiziert Chemikalien in der Luft. „Wir

FEUER & FLAMME

150 Jahre Freiwillige
Feuerwehr München
SZ-Serie, Teil 4

konnten über den Zuschauerrängen Alkoholanteile feststellen, obwohl ja im Stadion Alkoholverbot herrschte“, sagt Ramians Kollege Simon Gerstenhöfer. Die Fans hatten offensichtlich schon gut vorgeglüht. Ein netter Gag zu Übungszwecken, der aber zeigt: Die Geräte funktionieren einwandfrei. Und sollte es sich im Ernstfall dann einmal nicht um Bierausdünstungen von Fußballfans handeln, sondern um gefährliches Ammoniak, das beispielsweise aus einer brennenden Lagerhalle entweichen ist, dann können die Spezialisten von der Analytischen Taskforce rechtzeitig Alarm schlagen.

Sie sind dafür ausgebildet, noch die geringsten Mengen Schadstoffe in der Umwelt zu finden. Vom Lkw-Unfall bis zur Weltkriegs-Altlast prüft die Sondergruppe

alles ganz genau auf seine Bestandteile. Ein Besuch in der Feuerwache 2 an der Aidenbachstraße offenbart, mit welcher faszinierender und teurer Technologie die Freiwillige Feuerwehr heute gefährliche Schadstoffe in der Umwelt untersucht, um Menschen zu schützen.

Florian Ramian von der Freiwilligen Feuerwehr und Simon Gerstenhöfer von der Berufsfeuerwehr arbeiten gemeinsam in der ungewöhnlichen Sondereinheit. Gerstenhöfer als Leiter, Ramian als Auswerter der Proben. Das Gerät der Taskforce leistet sich nicht wie normalerweise bei der Münchner Feuerwehr die Stadt, sondern der Bund. Und der Begriff „leisten“ ist wörtlich gemeint: Allein das Fernerkundungsgerät kostete etwa eine halbe Million Euro, sagt Simon Gerstenhöfer. Bei etwa der Hälfte liegt ein Gaschromatograph, auch Massenspektrometer genannt. Das ist ein unscheinbarer Kasten von der Größe einer Kaffeemaschine, der im Chemielabor-Container vor sich hin surrt – und auch zur Grundausstattung des Spürpanzers Fuchs der Bundeswehr zählt. Mit ihm lassen sich gemischte Stoffe zum Beispiel einer Bodenprobe, die Gift enthält, erkennen. Zum Abgleich hat das Gerät etwa 160 000 Ausgangssubstanzen gespeichert.

Der Bund finanziert die Geräte und den Fuhrpark auch deshalb, weil die ATF über Bundesländer-Grenzen hinweg arbeitet. Orte im Radius von 250 Kilometern müssen die Sondergruppen innerhalb von zwei bis drei Stunden erreichen, erläutert Gerstenhöfer. Für die Münchner bedeutet das, dass sie auch das östliche Baden-Württemberg abdecken. Ramian, Gerstenhöfer und ihre Mannschaft helfen dann, wenn die Feuerwehren vor Ort nicht mehr weiterwissen, weil sie die Stoffe nicht messen können – oder es zu gefährlich wird. Gerstenhöfer nennt ein Beispiel: „Ein Pkw hat einen Unfall und Chemikalien entweichen, die nicht gekennzeichnet sind.“ Die Taskforce war auch zur Stelle, als 2011 die Lagerhalle eines Karlsruher Dachdeckerbetriebs in Flammen aufging. „Gebrannt hat damals vor allem Dachpappe“, sagt Ramian. Ein Gefahrenstoff. Sie klärten ab, wie gefährlich der Rauch für die Nachbarschaft war. Nachdem sie diesen mit dem



Perfekt geschützt messen Mitglieder der Analytischen Taskforce bei Katastrophenfällen, ob Schadstoffe ausgetreten sind.

FOTO: ALESSANDRA SCHELLNEGER

ausgefahrenen Fernerkundungs-Spektrometer untersucht hatten, konnten sie Entwarnung geben.

Aber auch an andere Fälle erinnern sich die Feuerwehrmänner: „Weiße Pulverchen“ etwa, sagt Gerstenhöfer. Kurz nach den Anschlägen des 11. September 2001 tauchten mehrere Briefe mit dem Erreger der tödlichen Krankheit Milzbrand in den USA auf – fünf Menschen starben. Vor vier Jahren landete in der Poststelle des Münchner Rathauses ein ebenfalls verdächtiger

Brief, der ein Pulver enthielt. Die Spezialisten rückten an und fanden mithilfe ihrer Geräte heraus: Der Inhalt war harmloser Quarzsand.

In regelmäßigen Abständen müssen die Spezialisten auch dann ausrücken, wenn auf einer Baustelle wieder einmal die Altlasten der jüngeren deutschen Geschichte zum Vorschein kommen. „Chemische Kampfstoffe wurden nach den Weltkriegen an vielen Stellen entsorgt“, sagt Gerstenhöfer. Giftige Ablagerungen fänden sie

in Böden von Kasernen und alten Produktionsstätten. Einmal kam ein Mitarbeiter einer Sanierungsfirma mit giftigem Material in Berührung – durch die Erkenntnisse der Taskforce konnte er im Krankenhaus sofort richtig behandelt werden. Ihm geht es heute wieder gut.

Geschützt durch Ganzkörperanzüge, und, wenn es sein muss, auch durch Gasmasken kommen die Feuerwehrler von der Taskforce ihren Untersuchungsobjekten nahe. Die meisten Mitglieder der Son-

dergruppe sind vom Fach, also Chemiker, Biologen oder Physiker. „Manche von uns arbeiten in Krankenhäusern“, erklärt Gerstenhöfer, andere in der Industrie. Ein Mitglied der Freiwilligen Feuerwehr habe seine Doktorarbeit über den Einsatz von Massenspektroskopie geschrieben. Unabhängig von ihren Aufgaben bei der Taskforce verrichten aber alle Mitglieder der Spezialistengruppe auch noch ihren normalen Dienst – bei ihrer Stadtteufwehr und bei der Berufsfeuerwehr.



Matthias Wolf mit seinen Kommunikationsgeräten

FOTO: CATHERINA HESS

Richtig verbunden

Die IuK-Gruppe koordiniert bei Großlagen die Kommunikation

Auf den ersten Blick mag es widersprüchlich erscheinen: Matthias Wolf, der in seinem Beruf bei den Münchner Stadtwerken die neuesten Computer-Trends aussteuert, hantiert in seiner Freizeit mit Feldtelefonen herum, die entwickelt wurden, als er selbst noch in die Grundschule ging. Der 32 Jahre alte Leiter der Informations- und Kommunikations-Gruppe steht im engen Laderaum eines Feuerwehrsprinters und packt einen olivgrünen Klotz aus einer der glänzenden Metallkisten an der Wand: Schweizer Armeetechnologie, wird längst nicht mehr gebaut. Wolf findet das Telefon kultig. Er liebt solche Geräte, als Gegengewicht zu seinem Alltagsjob.

So ein Feldtelefon ist schwer und hängt noch an einem Kabel. Jedes Handy für 30 Euro leistet mehr. Doch bei einem Super-GAU zum Beispiel, also der Havarie eines Atomkraftwerks, „sind Handys, je nach Lage ihres Besitzers, sofort weg“, sagt Wolf. Was er meint: Das Mobilfunknetz fällt aus, so wie einst beim Oderhochwasser. Wenn dann noch die Funkgeräte nicht funktionieren, zum Beispiel in einem Hochhaus aus Beton, muss man eben Leitungen verlegen. Die 45 Mitglieder von der Freiwilligen Feuerwehr Sendling halten deshalb neben ausgefeilter Technologie auch einfachste Kommunikationsmöglichkeiten vor, damit sie im Ernstfall für jede Lage gerüstet sind. Die IuK-Gruppe rückt zu allen größeren Einsätzen und Großveranstaltungen im Stadtgebiet aus, um die Einsatzleitung bei Aufbau und Betrieb der Kommunikation zu unterstützen – womit sie wohl die meistgefragte Sondereinheit der Freiwilligen Feuerwehr München ist.

Die Berufsfeuerwehr könnte den Job der Informationskommunikation gar nicht machen: Sie würde ihn personell nicht stem-

men. Die IuK-Gruppe ist auch noch gar nicht so alt, erzählt Wolf. Nach den Anschlägen vom 11. September dachte die Stadt über eine Verbesserung der Strukturen im Katastrophenfall nach. Die Sendlinger machten sich daran, eine Abteilung aufzubauen, die neben Funkgeräten, Telefonen und Laptops auch scheinbar ganz banale Sachen dabei hat: Ein Whiteboard, um Telefonnummern von Einsatz-Gruppen aufzuschreiben, Magnetsymbole in Tupperdosen, mit denen man auf einer Karte Helikopterlandeplätze und Tankstellen markieren kann, Post-It-Blöcke, Stifte. „Jeder kommt her und braucht erst mal einen Kugelschreiber“, sagt Wolf, der die kleinen Nöte der oberen Befehlshaber kennt.

Wie vor Jahren bei der Entschärfung der Fliiegerbombe in Schwabing, für die die IuK-Gruppe vor Ort den Arbeitsplatz der Einsatzleitung einrichtete. Schon allein ohne das Schreibwerkzeug, das in einem der Metallkisten im Sprinter liegt, hätte die Entschärfung wohl länger gedauert. Scheinbar Banales wird in komplexen Einsätzen wichtig. Wenn nicht auf die schnelle Einsatzbefehle niedergeschrieben und kommuniziert werden können, dann verzögern sich Planung und Entscheidungen.

Verständlich, dass in einer solchen Abteilung eine vierjährige Ausbildung nötig ist. Da geht es zwar auch darum, dass derjenige die Planung auf ein Whiteboard schreibt, der die lesbarste Schrift hat – und so Missverständnisse vermeidet. Die Mitglieder der IuK-Gruppe sind aber teils auch hochspezialisierte Technikfreaks, die selbst in größten Katastrophenszenarien wissen, wie sie die Kommunikation aufrecht erhalten können – und so die Kollegen erst in die Lage versetzen, tatkräftig und effizient zu helfen. TOK



Flughelfer wissen, wie man Hubschrauber richtig belädt.

FOTO: MARCO EINFELDT

Die Überflieger

Die Flughelferstaffel löscht Waldbrände – ein gefährlicher Job

Um das Wort „Eliteeinheit“ drückt sich ein bodenständiger Feuerwehrmann wie Martin Schmid erst einmal herum, Ehrensache. Aber im Laufe des Gesprächs muss er dem Ingenieur dann doch zugeben: „Wir suchen uns unsere Leute exklusiv aus.“ Wer zu den Überfliegern der Freiwilligen Feuerwehr München gehören will, sollte die komplexe Physik beherrschen, die es braucht, wenn man einem Hubschrauber einen Sack mit 5000 Litern Wasser anhängen möchte. Einen Brand aus der Luft zu bekämpfen erfordert Zusatzqualifikationen. Die Flughelferstaffel ist eine relativ junge Einheit der Freiwilligen Feuerwehr München. Doch sie ist eine Investition in die Zukunft, denn wegen des Klimawandels steigt die Waldbrandgefahr in den Alpen.

Für alle Einsätze gibt es genaue Regeln, im Wald und auf dem Berg ist eher Intuition gefragt

18 Standorte für Flughelfer gibt es in Bayern. Seit knapp 50 Jahren kreisen Hubschrauber über den Wäldern, um zu beobachten, wo es in trockenen Sommern brennt. Als 1975 eine Feuerkatastrophe in der Lüneburger Heide ein großes Waldgebiet verwüstete, rüstete der bayerische Staat seine Feuerwehren mit „Löschbomben“ aus: große, stabile Kunststoff-Säcke an einem Seil, mit denen ein Hubschrauber Wasser dort auf die Flammen abwerfen kann, wo kein Löschfahrzeug hinkommt. Abteilungsleiter Schmid betont: „Wir steuern den Hubschrauber nicht.“ Die Lasten-Helikopter und die Piloten stellen die Bundespolizei in Oberschleißheim, die Landespolizei in Erding und die Bundeswehr in Laupheim. Für den Rest ist seine

Gruppe zuständig. Die 30 Feuerwehrleute, die in verschiedenen Teilen der Münchner Region leben, befüllen die Außenlastbehälter – wie sie offiziell heißen – an ihren Löschaufhängern über Schläuche mit Wasser. Ist das Feuer halbwegs unter Kontrolle, beginnen die Flughelfer mit der Feinarbeit: „Kein Waldbrand wird aus der Luft gelöscht“, sagt Schmid. „Das Feuer frisst sich ja tief ins Wurzelwerk hinein.“ Also transportieren sie mit dem Heli Wassertanks auf den Berg – und spritzen dann mit Schläuchen auf das glimmende Holz. Auch mit Löschrucksäcken rücken sie gegen das Feuer aus. Da sei schon Lust am Abenteuer dabei, schwärmt der Abteilungsleiter. Während für normale Feuerwehr-Einsätze viele Dienstvorschriften existieren, zähle bei den Einsätzen im Gebirge vor allem die Intuition und Erfahrung: Jeder Berg, jeder Wald ist schließlich anders. Mit etwa 15 Übungen jährlich halten sich die Spezialisten fit.

Daher muss man in der Flughelferstaffel einen reichen Schatz an physikalischen Kenntnissen mitbringen. Denn einen Hubschrauber richtig zu beladen, ist gar nicht so einfach. Der promovierte Ingenieur Schmid kam zur Gruppe, als er in Garching bei der Freiwilligen Feuerwehr von Kollegen angesprochen wurde. „Viele von uns sind aber auch Piloten“, sagt Schmid. Weil sie wissen, wie man Hubschrauber belädt, transportierten die Münchner auch Sandsäcke während des Hochwassers 2013 in Deggendorf. Und bei einer großen Katastrophe, wie etwa einem Anschlag auf das Oktoberfest, wüssten sie auch, wie man mehr als 50 Rettungshubschrauber aus ganz Deutschland koordiniert, um Hunderte Verletzte in umliegende Krankenhäuser zu fliegen. TOBIAS KRONE



Die Strömungsretter üben gerne mal im Eisbach.

FOTO: PRIVAT

Notfälle im Wasser

Die Strömungsretter sind eine junge Sondereinheit

Ein bisschen erinnert die Szenerie an Wasserball: In hauteng anliegenden Anzügen aus rotem und blauem Neopren stehen fünf Männer vor dem Eisbachkanal am Haus der Kunst. Keine 50 Meter bachaufwärts bestaunen Touristen die Surfer, für das Quintett dagegen interessiert sich niemand. Dann hechtet der erste der Fünf in die Flut, seitwärts, so formschön, als ginge es um Haltungsnoten; die Füße eng zusammen, die Beine gestreckt, die Arme rahmen den Kopf mit Schutzhelm ein.

Tatsächlich handelt es sich nicht um Wassersportler, sondern um Wasserretter. Genauer: um die Strömungsretter der Freiwilligen Feuerwehr Oberföhring. Seit 2013 erst gibt es die Spezialeinheit. „Bei den Einsätzen am Eisbach geht es ums Abhärten“, erklärt Thomas Meyer. „Sich mal eiskaltes Wasser ins Gesicht klatschen lassen, ins Dunkle tauchen, die Kraft des Wassers spüren.“ Der 39-jährige Oberlöschmeister ist seit 24 Jahren bei der Freiwilligen Feuerwehr und somit Dienstältester der sechs Oberföhringer Strömungsretter. Sechs weitere Strömungsretter bilden bei den Kameraden der Sollner Freiwilligen eine zweite Schwesterneinheit. Dort also, wo die Isar in München hineinsticht und dort, wo sie die Stadt verlässt, hat die Freiwillige Feuerwehr ein Dutzend Spezialkräfte ausgebildet, wie es sie eigentlich nur bei den hauptberuflichen Rettern bei den ebenfalls ehrenamtlichen Kräften der Deutsche-Lebensrettungs-Gesellschaft gibt.

Bei der Münchner Berufsfeuerwehr verfügen zwar alle Einsatzkräfte über eine Zusatzqualifikation als Rettungsschwimmer. Bis vor drei Jahren verständigte die Leitstelle die Tauchereinheiten der Feuerwachen 5 in Ramersdorf und 6 in Pasing bei riskanten Rettungseinsätzen zu Wasser.

Doch der Weg von dort kann bei Notfällen weit sein. „Wir sitzen einfach näher dran, wenn es hier draußen mal zu einem Notfall kommt“, sagt Meyer. Natürlich werden alle Einsätze auch weiterhin von den Kräften der Berufsfeuerwehr koordiniert, die im Zweifel auch das letzte Wort haben. Was angesichts ihrer Erfahrung absolut Sinn mache, betont Meyer.

Gemeinsam mit den elf anderen Freiwilligen hat er für die Ausbildung sieben Tage Adrenalin in und an Tiroler Gebirgsflüssen hinter sich gebracht. Stromschnellen, Wasserwalzen, Abwärtsstrudel. Wo sonst Abenteuerlustige mit Rafting-Booten unterwegs sind, haben österreichische Wildwasser-Rettungs-Experten die Münchner Feuerretter trainiert. „Spaß an Action sollte man schon haben“, sagt Meyer. Und körperlich wie geistig fit sein.

Drei Einsätze hatten die Oberföhringer seit 2013, die sechs Sollner haben bisher nur wenige Einsätze mehr zu verzeichnen. Bei der Entscheidung, die beiden Strömungsretter-Einheiten zu gründen, spielten jedoch nicht nur Einsätze im Stadtgebiet eine Rolle. Es ging auch um Kontingenthilfe, erläutert Meyer. Jene Einsätze andernorts also, bei denen externe Kräfte gebraucht werden, wie beim Hochwasser in Rosenheim vor drei Jahren.

Um nach Kräften darauf vorbereitet zu sein, wenn am Stadtrand oder darüber hinaus wieder mal ihre Hilfe angefordert werden sollte, trainiert Meyer mit seiner Einheit regelmäßig für den Ernstfall. Mindestens alle zwei Monate zwingen sich die Oberföhringer Kameraden dafür in ihre neue Neopren-Konfektion und lassen sich mal wieder eine ordentliche Ladung eisigen Wasser ins Gesicht peitschen

PHILIPP VON NATHUSIUS